

Der Gotthard und die Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Autor(en): **Beck, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **67 (1972)**

Heft 1-de

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Gotthard und die Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Wenn von der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft die Rede ist, dann leuchten zwei geographische Namen auf: das Rütli und der Gotthard. Die nationale und politische Substanz, die sich um diese Örtlichkeiten angereichert hat, ist derart mächtig geworden, dass die Frage nach dem geschichtlichen Kern eines solchen Wachstums kaum mehr gestellt werden darf. Rütli und Gotthard sind einfach da. Im stillen Gelände am See wurde der Bund der Landleute geschlossen, der die fremden Habsburger daran hinderte, ihren Staat entlang der Gotthardroute auszubauen. So oder ähnlich hat sich das Bild unserer Staatswerdung in die Gemüter eingepägt.

Wer fähig ist, die Schönheit der Landschaft am Urnersee und entlang dem Gotthardweg zu erleben, der wird immer wieder dem Mythos von Rütli und Gotthard verfallen. Auch der warme Föhn als ein wildes und mitten in einer Welt leuchtender Gletscher unbegreifliches Naturereignis lässt ihn Bedrückung und sogar Migräne vergessen, die sich bei vielen Menschen als Folge des schwankenden Barometerstandes einstellen.

Wenn in Silenen die Kirschbäume blühen, indessen sich die Natur im Unterland noch in die Starre des Winters verkriecht, dann bietet diese sehr alte menschliche Siedlung zwischen hohen Bergwänden ein derart freundliches Antlitz, dass man selbst den bösen Vogt zu verstehen meint, der einst über dem Ort die sogenannte Zwinguri erbaute. Dieser Vogt, von dessen Tyrannei zeitgenössische Quellen übrigens nichts künden, muss freilich ein Mann von zyklonischem Herrschaftsbewusstsein gewesen sein. Denn von seinem Sitze aus lag das beherrschte und liebliche Uri ihm zu Füßen. Der Anblick mag ihm jenes für uns kaum mehr verständliche Machtgefühl verliehen haben, das gewiss auch die Herren von Mykene befiel, wenn sie von ihrer Burg in die Argolis hinuntersahen. Ja, Mykene und Zwinguri tragen die gemeinsame Marke einer bedeutenden Landschaft. Freilich, die Argolis und das Tal Uri sind in mancher Beziehung durchaus unterschiedlich. Beiden gemeinsam ist jedoch der Umstand, dass eine Herrschaft über solches Gelände sich lohnte, trotz aller damit verbundenen Launenhaftigkeit des Schicksals.

Das Tal Uri lebt denn auch zu Recht von einer Geschichtlichkeit, die dem Rütli vollkommen abgeht. Die klimatisch begünstigten Tallagen luden zu früher Siedlung ein, längst ehe aus dem Gotthard ein belebter Handelsweg wurde. Rütli ist aber Rodung, mithin ein Stück Land, das erst von späteren Generationen aus dem Urwald herausgehauen wurde – als die alten

Siedlungen in den Tälern für die wachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichten. Wir sollten uns daher auch immer daran erinnern, dass das Weisse Buch von Sarnen Beckenried als Ort gemeinsamer Besprechungen der Waldstätte nennt: «und tagten dü gan Begkenriet, so sy ut ze tun hatten». Erst Ägidius Tschudi lokalisierte einen von ihm auf das Jahr 1307 errechneten Bund im Rütli. Doch gemeineidgenössisch in unserem Sinne war der Platz damals noch lange nicht. Nach dem verlorenen Zweiten Villmergerkrieg erneuerten dagegen Abordnungen der Drei Länder am 23. Juni 1713 feierlich auf dem Rütli ihren Bund von 1315. Das einzige heute bekannte Original des Bundesbriefes von 1291 ruhte damals noch im Archiv zu Schwyz in völliger Vergessenheit.

Vom Gotthard kann man dagegen aus früheren Zeiten mehr erzählen, wenn auch – verglichen mit andern Alpenpässen – der Gotthard ein Spätling ist. Brenner und Grosser Sankt Bernhard sowie – jedoch in einem gewissen Abstand – die Bündner Pässe waren zunächst ungleich wichtiger.

Man braucht nur einen Blick auf die Sprachkarte der Alpen zu werfen, um die zeitliche Abfolge der Erschliessung unserer Alpenübergänge zu verstehen. Um den Grossen und Kleinen Sankt Bernhard herum hat sich auf beiden Seiten der Pässe eine französische Sprachlandschaft gebildet, die ihre Eigenständigkeit bis in unsere Tage zu bewahren vermochte. Das Tal von Aosta, obwohl zum Po sich entwässernd, ist in seiner angestammten Bevölkerung französisch geblieben. Noch deutlicher zeigt dies die alte Grafschaft Tirol am Brenner. Hier hat der Bevölkerungsdruck von Norden her das deutsche Südtirol geschaffen, mit äussersten Vorstössen bis in die alpinen Regionen um Verona und Vicenza.

Von einer solchen Überflutung bemerken wir am Gotthard nichts. Der Pass bildet eine scharfe Sprachenscheide. Das enge und unwirtliche Tal der Reuss lockte im früheren Mittelalter, das heisst vor dem 13. Jahrhundert, nicht zu ausgedehnter Siedlung. Wer über Silenen hinauszog – ich sage dies trotz der heute noch gültigen romanischen Deutung von Namen wie Gurnellen, Göschenen und Schöllenen –, begab sich zunächst in eine Einöde, aus welcher zwar der lokale Übergang ins Urserental zu finden war, nicht aber der Lebensunterhalt aus einem auch nur geringfügigen Passverkehr. Das Urserental hingegen lag im Herrschaftsbereich der Abtei Disentis, und über die Furka führten begehbbare Pfade, die den Walsern den Weg dorthin und über die Oberalp in das Rheintal wiesen.

Damit der Gotthard zu einem Passweg von europäischer Bedeutung wurde, bedurfte es einer wirtschaftlichen Konstellation, die an dieser Stelle der Alpen die kürzeste Verbindung zwischen Nord und Süd suchte. Die grossen kaiserlichen Heerzüge des Hochmittelalters nach Italien waren weniger nach Zeit und Geld gerichtet. Sie schlugen einen möglichst bequemen Weg ein, und das war – seiner geringen Höhe wegen (1370 Meter) – meistens der Brenner. Daneben behielt der Grosse Sankt Bernhard seine Bedeutung. In der staufischen Zeit des 12. Jahrhunderts mit ihren sechs Italienzügen Barbarossas wurde eine weitere Verbindung nach dem Süden eröffnet: der Lukmanier.

Doch erst zwischen 1236 und 1240 erfahren wir aus der Weltchronik des Abtes Albert von Stade (Stade in der Nähe Hamburgs), dass es neben den älteren Zugängen durch das Trientiner- und das Pustertal sowie über den Grossen Sankt Bernhard eine vierte Möglichkeit gab, um von Rom aus nach Dänemark zu gelangen: den Mons Elvelinus, den die Lombarden «Ursare» hiessen, als dessen Stationen Lugano, Bellinzona, Luzern, Zofingen und Basel genannt werden. Damit ist die Gotthardroute umrissen, deren Kulminationspunkt erst später den neuen Namen nach dem heiligen Bischof Godehard von Hildesheim erhielt.

Der Abt aus Stade mag vor allem an die frommen Pilger des nunmehr christlich gewordenen Skandinavien gedacht haben, während die moderne Wissenschaft auch ökonomische Argumente für den aufblühenden Gotthardverkehr in Betracht zieht. In den berühmten, während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in höchster Blüte stehenden Messen der Champagne – in Lagny-sur-Marne, in Bar, Provins, Troyes und St-Agilolf – wurden die grossen Geschäfte zwischen den Produkten der nordischen Länder Europas und der Wirtschaftszentren des Südens, der Lombardei und damit vornehmlich Mailands, getätigt. In Provins besaßen die Lombarden eigene Messbuden. Die Lombardei und die Champagne hatten demnach ein wirtschaftliches Interesse an einer direkten Verbindung. Diese aber bot am ehesten der Gotthardpass, dessen südliche und nördliche Rampen allerdings ohne kostspielige Kunstbauten nicht zu überwinden waren. Die Konjunktur eines neuen wirtschaftlichen Austausches zwischen Süd- und Nordeuropa brachte mit den Einkünften aus Zöllen, die erhoben und – weil handelspolitisch tragbar – auch bezahlt wurden, die Möglichkeit, die vielen, zum Teil sehr kühnen Brücken und anderweitige Bauten zu erstellen; die Schöllenen, Tremola und den «Platifer» (wie der Monte Piottino im Zürcher Bund von 1351 heisst) zu begehen und dadurch, im Vergleich etwa zum Umweg über den Brenner, sehr viel Zeit zu sparen.

Später verloren die Champagnemessen ihre Bedeutung, der Gotthardweg aber war inzwischen eingerichtet worden. Die für den Warenverkehr organisierten Säumergenossenschaften in der Leventina und im Urnerland, die gegenüber einer ursprünglich bloss landwirtschaftlichen Nutzung der Täler ein Element bedeutsamen Wohlstandes waren, sorgten dafür, dass der Strom nicht versiegte. Der Verkehr war dies- und jenseits des Gotthards zu einem Politikum erster Ordnung geworden. Das Tal Uri endete nicht mehr in Silenen. Es war nunmehr Durchgangsland, darin dem Lande Schwyz durchaus unähnlich, das zunächst den Charakter eines alpinen Binnenlandes mit beengten Möglichkeiten bewahrte.

Dieser Verkehr genoss den Vorteil, dass das städtereiche Südwestdeutschland – wir erinnern nur an die Vitalität von Strassburg, Basel und Zürich – einen äusserst regen Austausch mit Mailand pflegte, das seit dem Ende des 13. Jahrhunderts alle ehemaligen lombardischen Konkurrenten (Pavia, Como, Lodi, Piacenza, Tortona, Alessandria, Novara, Bergamo) aufzusaugen vermochte und zu einer bedeutenden Grossmacht heranwuchs, deren Beherrscher, die Visconti, 1395 durch König Wenzel mit dem Herzogstitel ausgezeichnet wurden. Der lombardische Adel war in der Metropole Mailand aufgegangen, während im 14. Jahrhundert die Habsburger mehr und mehr ihr Augenmerk auf die Ostmark richteten und ihre alemannischen Stammlande den Städten überliessen, deren Lebensgrundlage der Handel bildete und daneben ein Handwerk, das bereits zu einer Frühform der Industrie mit Exportwillen übergegangen war. Geld war vorhanden, womit jene Zollabgaben geleistet werden konnten, die wiederum die Mittel für die mit erhöhten Ansprüchen sich mehrenden Kosten am Gotthardweg lieferten.

Dies zeigt sich vor allem an der Bedeutung, die der Zoll von Flüelen im Verlauf des 14. Jahrhunderts in der Geschichte Uri hatte. Der König verlieh ihn zunächst, später dann die Grafen von Habsburg-Laufenburg, von welcher letzteren 1337 diese ergiebige Geldquelle erstmals – allerdings nur zur Hälfte – an Johannes, Freiherrn von Attinghausen, übergab. 1347 versetzte Kaiser Ludwig der Bayer den Zoll um 600 Mark Silber als Erblehen an Johannes von Attinghausen, und 1353 wiederholte und bestätigte Karl IV. gegen 200 Mark Silber die Übergabe seines Vorgängers.

Johannes von Attinghausen liess sich seinen Anteil an den Erträgen des Gotthardverkehrs etwas kosten. Mittels der ihm aus dem Flüeler Zoll zufließenden Geldmittel verschaffte er sich die Stellung eines eigentlichen Signors über das Tal Uri. Er ist, zusam-

men mit Rudolf Brun, der Schöpfer des Zürcher Bundes von 1351 geworden. Man könnte sich wohl vorstellen, dass ein Mann solchen Schlages von der Zwinguri aus den Ausblick auf das beherrschte Land geniessen wollte. Er hat die Waldstätte in den Bund mit Zürich geführt und damit jenes innerhalb dreier Jahre ausgebaute Bündnissystem eingeleitet (Zug 1352, Glarus 1352, Bern 1353), das in der sogenannten Achtörtigen Eidgenossenschaft den festen Kern abgab, dem sich alle übrigen Orte des alten eidgenössischen Staatswesens anschlossen.

Doch des Johannes von Attinghausen Stifterfigur ward auf die Dauer nicht geduldet. Die Geschlechter Uris, seit Jahrhunderten immer wieder miteinander verfeindet und den für Handel und Wandel so dringend nötigen Frieden im Tale störend, erhoben sich gegen die allmächtigen Attinghausen und verjagten just unsern Johannes, mit dem diese Familie aus dem Tal verschwindet. Die Burg Attinghausen wurde nachweislich durch Brand zerstört. Andere Geschlechter traten an die Stelle der Attinghausen, die Meier von Erstfeld zum Beispiel, hochgestellte Ministerialen der Abtei Zürich. Um den Zoll von Flüelen bemühten sich abermals die Grafen von Habsburg-Laufenburg. Doch die Urner, diesmal kein einzelnes Geschlecht mehr, liessen sich 1389 durch König Wenzel den Zoll bestätigen. Ein hartes Ringen hatte sich um diese wichtigste Position im Einnahmehudget der Talschaft entwickelt. Den Habsburgern gelang die Wiedergewinnung des Lehens nicht. Die Talschaft blieb Siegerin in ihrem Territorium. Die Bestätigung und die Rücknahme des Reichslehens von den Habsburg-Laufenburgern durch König Ruprecht anno 1401 und 1408 hatte nur noch formale Bedeutung.

Man mag daraus ersehen, dass Uri schon im 14. Jahrhundert nicht mehr blosser Agrarstaat war, sondern auch von Geldeinnahmen lebte. Grund und Boden waren parzelliert, befanden sich in festen Hän-

den, vornehmlich in der Form von Erblehen. Mit der Verleihung von Land und den daraus sich ergebenden Dienstleistungen war nicht mehr viel anzufangen. Die wirtschaftliche Struktur der verkehrsgebundenen Talschaft Uri glich zum Teil mehr der einer städtischen denn einer bäuerlichen Gemeinschaft. Damit wird auch verständlich, dass die Gemeinde der Männer von Uri – die keine Markgenossenschaft war, sondern eher einen aus den «Optimaten» des Landes zusammengesetzten Rat bildete, der wohl ad hoc zu allen wichtigen Geschäften befand – schliesslich danach trachtete, eigener Herr über den Zoll von Flüelen zu werden, um ihn gemeinsam zu verwalten. In der Hand eines einzigen Geschlechtes bedeutete diese Einnahme ein Übergewicht von wenigen, das sich mit einem demokratischen Staatswesen nicht vertrug. Das Verfügungsrecht einer breiteren Schicht über eine sehr beträchtliche Einnahme, die einst kraft des Regalienrechtes ein Reichslehen gewesen war, erbrachte dieser Gemeinschaft einen wertvollen Anteil an öffentlicher Gewalt. Der Zoll zu Flüelen, der selbst nichts anderes war als eine Folge des Gotthardverkehrs, wurde so zu einem Baustein für ein demokratisch verwaltetes Territorium, in dessen Grenzen schliesslich die im Entstehen begriffene einheitliche Landeshoheit der Talgemeinde zufiel.

Wenn die Urner ihren Wilhelm Tell für den ersten Eidgenossen halten und in der Rütliwiese die «Wiege der Eidgenossenschaft» erblicken, so mag man ihnen dies belassen als Symbol für die im Hinblick auf die eidgenössische Staatswerdung dankenswerte Tatkraft, mit der sie sich für die Gewinne aus dem durch ihr Land fliessenden Gotthardverkehr einsetzten. Eine Zeit, in der Politik vornehmlich Wirtschaft heisst, ist vielleicht in der Lage, in der Geschichtlichkeit der nüchternen Verkehrspolitik am Gotthard einen ihr entsprechenden ideellen Wert zu akzeptieren, für den sich die Erhaltung des Passhospizes lohnt. *Marcel Beck*

St. Gotthard – Ein traditionsreicher Begriff eidgenössischer Staats- und Militärpolitik

Die schweizerischen Alpenübergänge sind als Bindeglieder zwischen nördlichen und südlichen Kulturregionen wie als wirtschaftlich immer wichtiger werdende Verkehrsverbindungen für die Entwicklung und die politische Gestaltung der Schweizerischen Eidgenossenschaft bedeutungsvoll geworden.

Der St. Gotthard im besondern hat in der vielgestaltigen Geschichte unseres Landes, in den für die Entste-

hung des Bundes und für die Wahrung seiner Unabhängigkeit entscheidenden Epochen eine wichtige Rolle gespielt. Der Gotthardpass ist aus der Gründungsgeschichte des Bundes der Eidgenossen nicht wegzudenken. Als Hüter des direktesten Alpenüberganges von Norden nach Süden haben es die Inner-schweizer verstanden, gesicherte Freiheitsrechte zu erlangen und ihren Einflussbereich zu erweitern.